

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 51=71 (1905)

Heft: 51

Rubrik: Ausland

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

A u s l a n d.

England. Die Deutsche „Militärzeitung“ übersetzt aus der „United Service Gazette“: „Dass die Anwärter für Leutnantsstellen bei der Kavallerie nicht hervorkommen wollen, ist ein deutliches Zeichen dafür, wie dicht man vor dem Ende seiner Weisheit steht; der bemittelte junge Mann streikt, ist nicht mehr gewillt, sich weiter in Geduld dem heute in der Armee herrschenden Zustand der Dinge zu fügen. Es ist eine unbezweifelte Tatsache, dass die Offiziere fast aller Truppengattungen mit ihrem Los unzufrieden sind, und die mancherlei Gründe dafür werden in allen Messen (Kasinos) offen besprochen.

Unter dem derzeitigen „Regime“ wird nachgerade fast anerkannt, dass die Armee nicht länger ritterlichen jungen Männern von Herz eine Laufbahn bieten soll; man macht bloss noch auf Menschen Anspruch, die als Schreiber glänzen können. Dies Regime setzt wirklich eine Prämie auf die Mittelmässigkeit, entwertet Mut und Entschluss, begünstigt die Schlafheit, erstickt alle Selbständigkeit . . . durch seine gänzlich ungerechten Beförderungsmethoden. Der junge Offizier, der sich im Felde hervorgetan hat, wird vielleicht dekoriert; aber soweit Beförderung in Frage steht, weiss man sicher nichts von ihm. Und was schlimmer ist, er wird militärischen Nullen untergeordnet, die ihre Unfähigkeit auf dem Kasernenhof wie im Krieg erwiesen haben, gleichwohl aber — kraft des Fetischs des älteren Patents — über die Köpfe besserer Soldaten hinwegavancieren.

Das ist das A und O der Ursachen für den Mangel an Offizieren; und natürlich wird der Groll dem hohen Kriegsamt vor die Tür abgeladen. Diese Behörde ist ja in den Ruf gekommen, dass sie den britischen Offizier für ein gänzlich rechtloses und gefühlloses Wesen ansieht — für einen Menschen, der unter irgend welchem Vorwand ohne Widerspruch seines kargen Gehalts verlustig gehen, willkürlich entlassen werden kann, sobald man ihn los sein will.

Die Behandlung, die dem Offizier nach dem süd-afrikanischen Kriege zuteil wurde, war nicht dazu angetan, ihm Liebe zum Beruf einzufliessen. Auf alle Lokal- und Kolonialtruppen sah er verschwenderische Belohnungen niederregnen; auf ihn, der die Hauptarbeit getan, entfiel so gut wie nichts. Der Kavallerieoffizier wurde obenein verhöhnt, weil er nicht das Unmögliche geleistet hatte; seine Mannschaft wurde zu berittener Infanterie herabgewürdigt; jedem erklärt, die Zeiten für die Reiterei seien dahin!

Viel tut man sich darauf zu gut, dass jetzt die Beförderungen nach einem sehr verständigen System, „nach der Auswahl“ vor sich gehen; um aber befördert zu werden, braucht es der Gunst der höheren Stellen, die der gewöhnliche Truppenoffizier nicht besitzt. Diese „Auswahl“ bewährt sich vielleicht trefflich für die Offiziere bei den Stäben, die vielfache Gelegenheit haben, ihre Tüchtigkeit vor den massgebenden Generälen zu beweisen; nicht aber für die Frontoffiziere.

Möglich, dass die Knappheit der Gehälter bei sehr gesteigerten Ansprüchen an die dienstlichen Leistungen Einzelne fernhält; immer bleibt die Hauptsache der allgemeine Glaube, dass es bei den Beförderungen nicht nach Verdienst zugeht. Gerade in allen Kombattanten-Stellen sind die beruflichen Aussichten höchst unsicher ge-

worden; die älteren Offiziere werden das oft erst gewahr, wenn es zu spät ist. Die Jugend aber will freie Bahn haben. Wenn der Vater oder Onkel schlecht behandelt wurde oder nur deshalb kein Glück hatte, weil es ihm an „Verbindungen“ fehlte, so werden die Söhne und Neffen allerdings abgeschreckt. Sie sagen: Wozu in den Dienst eintreten, aus dem wackere Männer mit Erbitterung (disgust) ausscheiden? . . .“

Habrecht.

V e r s c h i e d e n e s.

— **Ein Schweizer Söldner.** Unter dem Titel „Der Held des Tages“ berichtet die Kölnische Zeitung aus Amsterdam: Die Romantik ist noch keineswegs aus unserer materiellen Zeit, aus der Periode des Dampfes und der Elektrizität, verschwunden. Was würde man wohl sagen, wenn man hört, dass ein Student, dessen akademische Laufbahn durch die eine oder andere Ursache Schiffbruch erlitten hat, der in die weite Welt geht, sein neues Leben auf der allerniedrigsten Stufe beginnt, indem er sich als Kolonialsoldat für eine der europäischen Mächte anwerben lässt, beinahe fünfzehn Jahre nötig hat, ehe er die Unteroffiziersgrade durchläuft, dann aber plötzlich durch eine Tat in den Vordergrund tritt, rasch hintereinander Unterleutnant, Leutnant und Oberleutnant mit der höchsten, fast gar nie verliehenen Klasse eines Ordens ausgezeichnet, von einem Generalgouverneur in hochamtlicher Rede am Geburtstage des Staatsoberhauptes als der Mann verherrlicht wird, dessen Tapferkeit und taktvolles Auftreten die Unterwerfung weiter Länderstriche auf der grössten Insel der Welt, Borneo, zu verdanken ist, der in das Mutterland der Kolonie, in deren Dienst er getreten ist, kommt, um als ein Nationalheld in Leitartikeln der Blätter gefeiert zu werden, während sein Bild in allen Schaufenstern hängt. Man würde ungläubig den Kopf schütteln und dem Erzähler bedeuten, dass die Tage, in denen das Sprichwort vom Marschallstabe gegolten hat, den jeder Soldat im Tornister getragen, längst hinter uns liegen. Und doch haben wir es mit einer ungeschmückten wirklichen Tatsache zu tun und was der Sache noch ein erhöhtes Interesse verleiht, ist der Umstand, dass dieser Held des Tages nicht einmal ein Niederländer, sondern ein Ausländer, ein Schweizer, ist. Es ist der Oberleutnant Hans Christoffel, geboren in Davos 1865, dessen Name heute auf aller Lippen ist. Es stand nicht in den Sternen geschrieben, dass er die Laufbahn eines Gelehrten einschlagen sollte, denn zwanzig Jahre alt, drehte er dem Universitätsstudium den Rücken, warum? Danach fragt heute niemand mehr und tut auch nichts zur Sache. Er ging nach Harderwyk, wo er als Kolonialsoldat eingekleidet und nach Indien geschickt wurde. Von seinen neunzehn Dienstjahren hat er dreizehn in Atjeh zugebracht, wo er sich in verschiedenen Gelegenheiten auszeichnete. 1898 wurde er Unterleutnant (dort ungefähr Feldwebellieutenant) und hatte bei der Expedition gegen Pedir wieder Gelegenheit, die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich zu ziehen. Dann beteiligte er sich unter dem damaligen Obersten van Heutsz an allen Kämpfen an der Nord- und Ostküste von Atjeh. Im folgenden Jahre kämpfte er an der Westküste und wurde für die glänzende Leitung eines die Expedition gegen Pedir vorbereitenden Marsches zum Ritter des militärischen Willemsordens